

Vergangene Tage [Fortsetzung]

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hardmeyer, 1901

« Vergangene Tage. »

Novelle von Emil Hügli, Chur.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

In solchen Momenten der Selbstverteidigung glaubte wohl auch Abalbert an seine Worte und beruhigte sich in dem Gedanken, seine Kunst hätte diese „Ausnahme“ veranlaßt und sei das reinigende Motiv seiner Hingabe an jene andere.

Freilich, Anna durfte davon nichts wissen, das verlangte die einfachste Schonung; dennoch sprach er — so überredete er sich — nichts denn die reine Wahrheit, wenn er als letzten Grund seiner Zurückhaltung sein Schaffen hinstellte.

Anderseits konnte es ihm nicht entgehen, wie Annas Glaube mit der Zeit immer schwächer, ihr Vertrauen immer wankender wurde. Seine Glaubenssätze vermochten sie wohl die erste Zeit aufzurichten und hinzuhalten; aber lange konnte dies nicht verfangen. Als er endlich einsehen mußte, daß sie seine Trost Worte nicht mehr vertrauensselig entgegennahm und anstatt, wie etwa sonst, mit dankender Freude, sie mit einem müden resignierten Lächeln begleitete, da wurde auch er mißtrauisch gegen die Ueberzeugungskraft seiner Worte und verlor den Mut, Anna damit zu trösten. Von da an las er in ihren etwas blaß und schlaff gewordenen Zügen einen stummen, steten Vorwurf, und diesem Vorwurf nach Möglichkeit auszuweichen, war bald sein eifriges Bestreben.

So konnte es nicht anders geschehen, als daß ihm sein Heim in Gegensatz zur Stätte seines Schaffens wie ein dunkles, dumpfes Gefängnis erschien, wo er gleichsam bei jedem Schritt befürchten mußte, den Kopf an kalte Mauern zu stoßen. Ein wohlthuendes Gefühl der Befreiung überkam ihn jedesmal, wenn er das Haus in der Stadt verließ und nach dem Atelier wanderte; ein beängstigendes Gefühl des Zwanges begleitete ihn auf jedem Heimwege. Je näher er dem stillen Wohnhause kam, desto mächtiger wuchs dies Unbehagen an; war er aber erst in seiner Wohnung angelangt, wo ihn Anna empfing, so verlor er vollends jeglichen Kompasß des Empfindens. Wie oft nahm er sich vor, ihr mit froher, lachender Miene, mit einem Scherz auf den Lippen entgegenzutreten, sie herzlich zu begrüßen und mit einem innigen Kuß alle Schatten zu verschrecken! Allein, sobald er den ersten Schritt in den Hausgang getan, fiel jeder Uebermut wie eine schlechtgehaltene Hülle von ihm ab. Das scherzende Begrüßungswort wurde zu einem kalten verzweifelnden Späße, dessen Hohlheit ihm selbst zuerst zum Bewußtsein kam. So oft er auch

Anna zuliebe eine Annäherung versuchte, jedesmal trat ihm Mathildens Gestalt und Gesicht vor Augen; das hielt ihn von seinem Tun ab, als ob sie ihm in die Ohren geflüstert hätte:

„Bert, nicht heucheln!“

Von Zeit zu Zeit geschah es, daß Abalbert Mathilde während einiger Tage nicht sah, war es, daß sie berufswegen nach einer andern Stadt verreisen mußte oder durch Erkrankung ans Zimmer gefesselt wurde. An diesen Tagen war Abalbert niedergeschlagen; er befand sich in einer beständigen Unruhe, die er nur mit noch eifrigerem Schaffen zu bewältigen wußte. Er spürte wohl, er würde diese Vereinsamung nicht lange ertragen. Er hatte sich so sehr an das tägliche Erscheinen ihrer Gestalt, an den Blick ihrer Augen, an den Klang ihrer dunkeln Stimme gewöhnt! Nun war ihm plötzlich das Schönste und Reichste aus dem Leben weggenommen. Zuerst hatte er geglaubt, an jenen Tagen, da er Mathilde nicht sehen konnte, würde er sich wieder näher an Anna anzuschließen vermögen und sie seinem Herzen zurückgewinnen, ihre besänftigende Häuslichkeit, ihr stilles Wesen vermöchte den alten Reiz auf ihn auszuüben, und so würden sie vielleicht, wenn auch nur Schritt für Schritt, einander entgegenkommen. Das Gegenteil war jedoch der Fall. Von Mathilde getrennt, erschien diese ihm noch in einem höhern, durch den Brennspiegel seiner Phantastie gesammelten Lichte. Anna vermochte nicht, ihn aus seinem erinnernden Traum aufzuwecken und in die pflichtstrenge Wirklichkeit zurückzuführen.

Da er zudem Mathildens Gegenwart hatte entbehren müssen, schienen ihm diese Tage verloren, und in solcher Mißstimmung fand er erst recht kein erlösendes Wort, das seinem Weibe und ihm selbst so not getan hätte.

Wohl ließ es Abalbert anfangs nicht an Versuchen fehlen, Anna nach Möglichkeit zu zerstreuen. Wenn ihm Mathilde einen freien Abend ließ, führte er jene ins Konzert oder ins Theater. Zuerst folgte sie ihm willig; eines Tages erklärte sie aber zu Abalberts Erstaunen, sie finde keine Freude mehr an dem Kunstspektakel, und bat ihn, er möchte sie von nun an nicht mehr um ihre Begleitung angehen. Und einmal, da er es in erzwungenem Uebermut dennoch tat, sah sie ihn mit großen Augen starr an, als wollte sie sagen:

„Was willst du noch von mir?“

Keine Silbe kam dabei über ihre Lippen, stumm wandte sie sich von ihm ab und schritt in ihr Zimmer.

Solche schmerzliche Szenen ereigneten sich immer häufiger.

Bei alledem war es wohl Adalberts wie Annas Fehler, daß sie ihre Mißstimmungen in sich verschlossen und in ihrem harten Trotz keine versöhnende Aussprache suchten. Da fand sich denn für jeglichen Zwiespalt Zeit genug, immer größer zu werden; sowie ein kleiner Riß dem stolzesten Felsen zum Verderben werden kann, wenn der winterlichen Kälte Zeit gelassen wird, ihn mit Frost und Eis zu zerspalten.

Freilich, so mächtig auch in Adalbert die Leidenschaft für Mathilde angewachsen war, er mußte sich trotz allem sagen, daß dieser Traum eines Tages ein Ende nehmen würde; ja, nicht zuletzt vielleicht war es dieser Gedanke, der ihm seine Liebe so zauberhaft schön erscheinen ließ, weil er sie schon in der Gegenwart durch die düstigen Schleier der Vergangenheit betrachtete. Zudem gab dieser Gedanke ihm den Mut, sich mit allen Fasern seines Herzens dem seltenen Ereignis hinzugeben, einen Mut, der zur Tollkühnheit wurde, indem er ihn verführte, vor seiner übrigen Umgebung eigennützig die Augen zu schließen. Es galt ihm für gewiß: eines Tages würde er mit Leib und Seele zu Anna zurückkehren, und sie allein konnte alsdann durch den Erfolg seiner neuen, im Zeichen Mathildens entstandenen Kunstwerke den Glück- und Glanzsertrag seines Lebens einheimen und genießen. So sagte er sich und ahnte in seiner Selbstverblendung nicht, daß er in diesem Bügenschifflein, auf das er sich selbst zur Täuschung den Namen „Anna“ geschrieben, immer weiter und weiter von seinem Weib weg, ins Angewisse hinaustrieb auf den wilden Fluten seiner Leidenschaft.

Eines wunderte und beunruhigte Adalbert von Zeit zu Zeit: seit jener ersten Begegnung der beiden Frauen

hatte Anna selten und immer seltener und schließlich gar nicht mehr von Mathilde gesprochen.

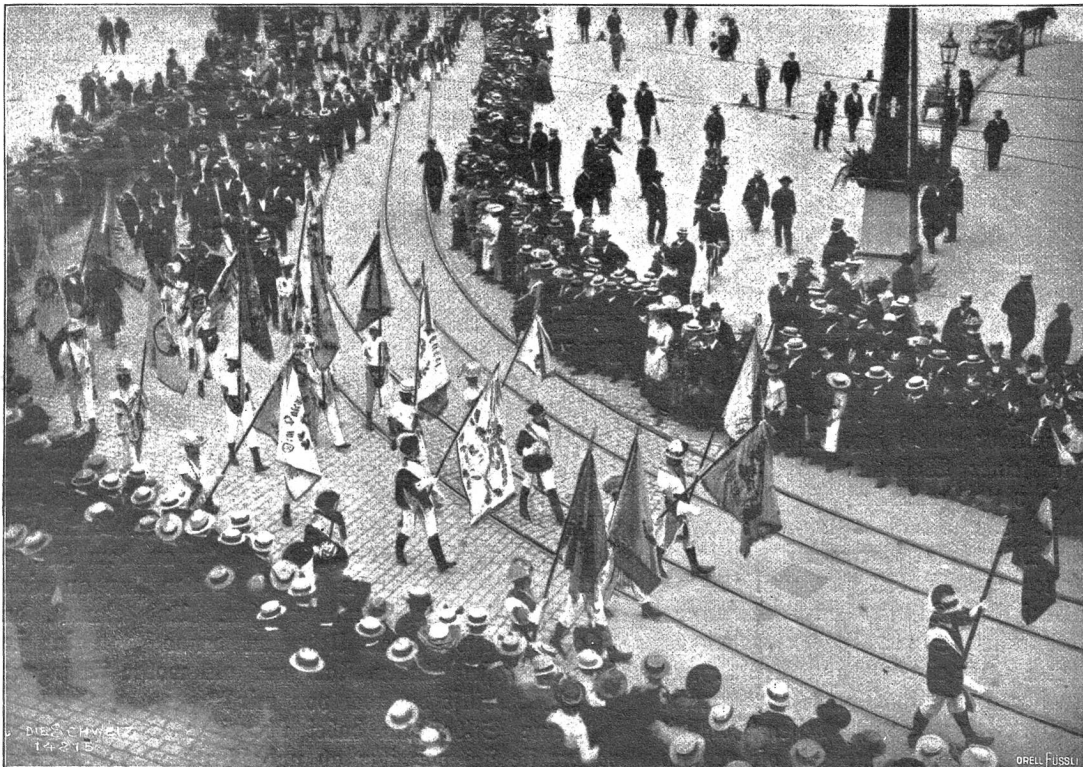
Sie schien die Frau, die ihr beim ersten Anblick so sehr gefallen, vergessen zu haben oder vergessen zu wollen; denn daß jene immer noch in der Stadt verweilte, mußte sie längst von Bekannten erfahren haben.

VII.

Ein schöner Glaube beglückt und bessert und stellt wieder her, und ein schlimmer Argwohn verdirbt alles.
Theodor Fontane.

Der Winter war vorübergegangen, und ein frühzeitiger Frühling kam ins Land. In wenigen Tagen schmolz der warme Föhn den Schnee an den waldigen Hängen der Berge, nur oben auf den kahlen Gipfeln konnte er sich noch halten und leuchtete in weißer Pracht, die sich von dem täglich dunkler blauenden Himmel blendend abhob. Die weiten, breiten Wiesen des Tales begannen sich mit neuem hellem Grün zu überziehen, während die saftglänzenden braunen Knospenknäuse der Kastanienbäume täglich üppiger anschwellten und hier und dort auch schon der Hülle die feingefalteten jungen Blätter entließen, die, feuchten Schwingen eben ausgeschlüpfter Schmetterlinge gleich, zuerst müde an ihren Zweigen hingen, aber dann mit jedem Tag sich kräftiger dehnten, entfalteten und größere Schattenflecken zur Erde warfen. An sonnigen Waldesträndern brachen die ersten bunten Frühblumen, Veilchen und Primeln hervor, und weit im Land umher verkündeten end- und zahllose Knospenheere eine reiche Blütezeit.

Auch oben am stillen Bergwaldsaum, wo die einsame Bank stand, war der winterliche Schnee längst geschmolzen, goldgelbe Schlüsselblumen waren nicht weit davon aufgeblüht.



Mit der steigenden Frühlingszeit wurden die Tage länger, die Nächte kürzer. Immer später mußten sich Adalbert und Mathilde zusammensuchen, und doch wurde es auch in dieser Einsamkeit immer lebendiger. Nachtschwärzende Spaziergänger begingen den Weg, der dort vorüberführte, manchmal auch ein flüsterndes junges Liebespärchen. Dann lehnten sich Adalbert und

Zentralfahne.
Vom LIII. eidgenössischen Turnfest (18.—21. Juli 1903): Abholung der eidgenössischen Fahne vom Bahnhof.
(Phot. A. Krenn, Zürich).

Mathilde näher aneinander; angefüllt der reinen Liebe beängstigte sie ihre Leidenschaft.

Traurigen Auges sahen sie den Deutschen nach, bis sie beide ein schmerzlicher Reiz durchzuckte und Mathilde mit verschleierter Stimme sagte: „O, die Glücklichen! Bald einmal werden sie sich am hellen Tag, vor aller Welt mit ihrer Liebe zeigen dürfen... Unser ist die Angst und die Nacht...“

Nach einer Pause fuhr sie mit heißem Atem flüsternd fort: „Weißt du, was ich dir sein möchte, dir allein bis in den

Tod? . . . Dein Weib, deine Frau! . . . Ja, ich weiß, es ist Wahnsinn, was ich sage; aber dieser Wahnsinn ist die einzige, meine einzige Wahrheit, und doch soll ich nicht an sie glauben . . . O, einmal daran glauben dürfen, glauben können! Einmal den Traum als Wahrheit leben . . . Müßte das herrlich sein, ein ganzes Leben wert! Wie gerne gäbe ich das meine dafür!“

Der Gedanke und ihre Worte berauschten sie beide mächtig und mit drängendem Eifer umklammerten sie sich stets von neuem. Eine milde Frühlingsnacht war über ihnen aufgegangen. Der warme Wind wühlte in Mathildens weichen Haaren, umspielte Adalberts Schläfen und schlug ihr Bewußtsein immer enger in süß duftende Schleier. Wenn sie in ihren Lieblosungen etwas innehielten, schaute Mathilde mit großen verträumten Augen weit hinaus in die seltsam wehende Nacht; Adalbert konnte aus ihren feuchten Sternen lesen, was ihm schon ihr heißes Wort zugeflüstert. Und nun dachten sie beide denselben berausenden Gedanken: Einmal miteinander aus dieser Stadt zu fliehen, auf ein paar Wochen zusammen in die weite Welt zu ziehen . . .

Denn so konnte es nicht weiter gehen: die Ge-



Vom eidgenössischen Turnfest in Zürich: Einzug der eidgenössischen Fahne ins Stadthaus (Phot. A. Krenn, Zürich).

fahr, verraten zu werden, wurde täglich größer, und ihre Liebe sollte nicht dem Hohn der Welt preisgegeben sein. Ohne weiteres auseinandergehen? Daran wagte Adalbert nicht zu denken, und er ahnte, daß auch Mathilde nicht den Mut dazu haben konnte. Und doch, eines Tages mußte auch dieses kommen; denn soviel wußte Adalbert: eine Scheidung würde Anna niemals ertragen, er würde ihr Leben zerbrecen und eine Schuld auf sich laden, die ihm sein gestohlenes Glück vergällen müßte. Nein! Es blieb ihnen keine andere Wahl, als einmal noch, befreit von allen Bedenken, befreit auch von einer an das Gewissen rührenden Umgebung, draußen in freier Welt das Glück zu Ende zu kosten, den schäumenden Becher bis auf den letzten Tropfen zu leeren und desto tiefer aus dem Born der Lust zu trinken, als ihnen nur kurze vergängliche Tage dazu vergönnt waren. Dann, ja dann mochte auch für sie die Trennungsstunde schlagen und ihr Leben wieder von den Gipfeln der Seligkeit niederwärts nach den Alltagsstufen schreiten: in ihren Herzen blieb hell flammend die Erinnerung reiner und fester bestehen, als dies wohl selbst ihre große Liebe in einem langen Zusammenleben vermöchte.

(Fortsetzung folgt).

Finnen und Russen.

Nachdruck verboten.

Skizze von Emil Gaeng, Neapel.

Inmitten des „Landes der tausend Seen“, wie Finnland des öfters genannt wird, in dieser nordischen Seenwelt mit ihren bewaldeten Inseln, Klippen und Felsen, Kanälen und

Stromschnellen, liegt St. Michael, ein kleines Städtchen an einem der vielen Arme des Saimasees.

Es war Sonnenuntergang. Weit hin ruht der regungslose